

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Franz Hermann Franken

Auf schmalem Grat

Erinnerungen an eine bürgerliche Jugend in Deutschland
1926–1947

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	13

ERSTER TEIL · Kindheit

Die Eltern	19
Freiburg, Merianstraße	23
1933 – Bei den Großeltern in Cochem	27
Schulanfänger, Kaninchenzüchter und Pastor	32
Mein Vater in der Freiburger Universitätsfrauenklinik – Sein Eintritt in die SA	38
Politisches Ränkespiel	42
Ein Autounfall	47
Umzug in die Rosastraße	50
In der Lessingschule	52
Zwischenspiel Kückenschar	54
Meßdiener	56
Leben in der Rosastraße	61
In Cochem	64
Familie Zupfinger	65
Im Freiburger Berthold-Gymnasium	68
Der Holla	70
Der Lehrkörper	71
Der Rex	75
Mit den Meßdienern in Beuron	76
1937 – Ferien am Niederrhein	79
Krank in Cochem	86
Ein hoffnungsvoller Geiger	88

INHALT

In Dornick 1938	90
Zweifel	93
Junggenosse	95
Der Brand der Freiburger Synagoge	97
In der Quarta	98
Kriegsausbruch	101
Leiden im Jungvolk	104
Der Bock entpuppt sich	105
Fräulein Schoch und die griechische Kunst	107
Der Luftangriff auf Freiburg am 10. Mai 1940	109
Alle Schiffer sind schon da	112
Erfahrungen mit der HJ	121
Böse Nazigeschichten	124
Verworrene Opposition	127
Mein Vater kehrt zurück	134
Erntehelfer in Dornick	137
Sexuelle Probleme	141

ZWEITER TEIL · Im Krieg

Schwere Heimatflak-Batterie 218 Freiburg-Haslach	149
Fronleichnamsprozession 1943	159
Stellungswechsel nach Friedrichshafen	163
Die Großkampfbatterie 218 im Einsatz	166
Stellungsleben	170
Nochmals Stellungswechsel – Weihnachten 1943	174
Flugzeugabschuß	177
Leidenszeit in Rankweil	180
Zirkus Hierl in Dornbirn	192
Kartoffelsalat mit Folgen	198
Künstlerleben und Ende der RAD-Zeit	201
Kriegsspiele in Heilbronn	203
Bei Hauptmann Tudelbaum in Ludwigsburg	207
Die Luftangriffe auf Stuttgart	209
Kasernenleben	213
Fußkrank	219
Lehrgang bei Hauptmann Ruck	221
Akute Gewissensnot	226

INHALT

Der große Luftangriff auf Freiburg November 1944	228
Letzte Kriegsweihnacht	234
Auf der schwäbischen Alb	235
Abschlußbesichtigung	238
Kraftfahrzeugkurs in Böblingen	241
Als Ausbilder zurück nach Ludwigsburg	244
Adieu Ludwigsburg	245
Panzerfaustkommando	250
Eingekesselt	252
Auf der Flucht	254

DRITTER TEIL · Gefangen

Vous êtes arrêté	261
Im Gefängnis von Singen	266
Im Massenlager von Tuttlingen	268
Höllenfahrt durch Frankreich	273
Kriegsgefangenenlager St. Medard bei Bordeaux	278
Depot 186 – Labouheyre	284
Auf Beton-Kommando	291
Das Fieber packt mich	295
In der Todesbaracke	299
In der Unteroffiziersbaracke	310
Rettung	315
Die R-Liste	319
Lagerkünstler	321
Die R-Liste platzt	324
Weihnachten	326
Künstlerleben	329
Labouheyre – ein Epilog	338
Im Lager Mont-de-Marsan	343
Service colis	349
Obligatgeiger	355
Variété	359
Depressionen	363
Beethoven	367
P.G. No 536 672 kehrt heim	369
Epilog	375

Einleitung

Seit meiner Jugend lese ich gern Biographien. Sie gehören für mich zur spannendsten Lektüre, weil darin, im Gegensatz zum Fabulieren in Romanen und Erzählungen, von Tatsächlichem berichtet wird. Der Biograph hat um Objektivität bemüht zu sein, muß als kritischer Beobachter ein Leben betrachten und die dazugehörigen Dokumente analysieren. Das ist nicht immer leicht. Bei einer Autobiographie wird es noch problematischer. Man schreibt über sich selbst, darum ist die Betrachtungsweise von vornherein subjektiv eingefärbt. Das Gedächtnis ist trügerisch, es verkleinert, vergrößert, irrt und hat Lücken. Aber nicht nur das, auch Schönfärben und Weglassen von Unangenehmem gehört zur Autobiographie. Der Schreiber möchte sich ins rechte Licht rücken, vermeidet Selbstkritik und Peinlichkeiten. Nicht immer ist es ihm möglich, so über andere Personen zu schreiben, wie er möchte, es könnte kränken und die Betroffenen oder ihre Nachfahren auf den Plan rufen. So gesehen, gibt es keine absolute Wahrheit beim Niederschreiben von Erinnerungen.

Meine Jugend verbrachte ich in der Hauptsache während der Nazizeit. Mit 20 Jahren hatte ich so viele Höhen und Tiefen durchlaufen, daß ich mir schon damals vornahm, meine Erlebnisse einmal festzuhalten, für meine Familie, meine Kinder und meine weiteren Nachfahren, die vielleicht sonst nicht glauben würden, daß es derartiges gab. Als Kind wurde ich bereits zum Spielball staatlicher Eingriffe in mein privates Leben und verteidigte gleichzeitig anerzogene katholische Grundsätze. Es war für mich unmöglich, vom Verstand her zu entscheiden, auf welcher Seite die Wahrheit lag. Erst im Laufe der Jahre schälte sich eine eigene Position heraus, oft

mehr aus dem Gefühl als aus rationalen Gründen. Das allmähliche Aufgesogenwerden und immer tiefere Hineingleiten in die Ausweglosigkeit und eine am Ende an Wunder grenzende Errettung, faszinierten mich. Zwar wurde ich in den Strudel des Zweiten Weltkriegs noch hineingerissen, aber unmittelbar vor mir machte der Krieg halt, umging mich. Ereignisse trafen anders ein, als erwartet, oder ich entging den prekärsten Situationen um Haaresbreite, ohne daß ich es damals ahnte. Ich blieb Zuschauer, allerdings vom vordersten Parkett aus. Erst bei Kriegsende geriet ich als Kriegsgefangener in eine Hölle, die mich beinahe verschlungen hätte. Es ist mir heute noch rätselhaft, wie und warum ich überlebte. Wie viele «Zufälligkeiten» und Kleinigkeiten mußten dazu zusammentreffen.

Die Ereignisse in der Kriegsgefangenschaft waren denn auch derart, daß ich lange nicht davon loskam. Über Jahre hin drückten sie mir ihren Stempel in Gestalt von Depressionen und Resignation auf, ein Grund dafür, daß ich vieles Erlebte schon damals niederschrieb. Jetzt, nach Jahrzehnten, sind diese frühen Versuche zu Dokumenten geworden, ohne die ich das vorliegende Buch nicht hätte schreiben können. Eine wichtige Hilfe bildeten auch die zahlreichen Briefe, die ich aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause geschrieben und die meine Mutter alle sorgfältig aufbewahrt hatte. Vor allem ließen sich damit zeitliche Abläufe rekonstruieren, die dem Gedächtnis bekanntlich besondere Schwierigkeiten bereiten. Kaum Briefe gibt es allerdings über die ersten Monate der Kriegsgefangenschaft; aber über diese Zeit hatte ich schon in den Jahren 1948–1951 zahlreiche Notizen gemacht.

Meine Mutter bewahrte auch sämtliche Briefe auf, die ich als Luftwaffenhelfer, als Arbeitsmann und Artillerist nach Hause geschrieben hatte. Durchschnittlich waren es zwei pro Woche. So ist diese Zeit ebenfalls gut dokumentiert. Für die Kinderjahre fehlen entsprechende Unterlagen. Hier haben mir Photographien – bei allen Vorbehalten – weitergeholfen, mit denen sich Erinnerungen konkretisieren ließen.

Die Schilderungen der Geschehnisse meines Vaters während der Nazizeit beruhen auf dokumentarischen Unterlagen, die ich in seinem Nachlaß fand. Sie bilden eine Ergänzung zu der «Geschichte der medizinischen Fakultät der Universität Freiburg wäh-

rend der Zeit des Nationalsozialismus», die derzeit Professor Dr. Seidler, Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin der Universität Freiburg, verfaßt.

Ein wenig ist die Autobiographie auch Geschichte der Stadt Freiburg während der Zeit des Nationalsozialismus geworden. Als unmittelbarer Zeuge erlebte ich den ersten Luftangriff auf Freiburg, im Mai 1940, und sah als mittelbarer Zeuge die Verwüstungen durch den großen Terrorangriff im November 1944.

Meinen ehemaligen Mitschülern im Berthold-Gymnasium Freiburg, Dr. Josef Vogt, Gerd Dormanns und Fritz Stöckle, danke ich für einige wichtige Hinweise und Verbesserungen zu den Kapiteln über die Gymnasialzeit und den Einsatz als Luftwaffenhelfer.

Folgende Bücher dienten zur Auffrischung des Gedächtnisses: Ueberschär, G. R., W. Wette: Bomben und Legenden, Freiburg 1981; Vetter, W.: Freiburg in Trümmern, Bild- und Textdokumentation Teil I und II, Freiburg 1983/84; Das Berthold-Gymnasium Freiburg im Breisgau, Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Neubaus am Hirzberg, Freiburg 1983; 800 Jahre Dornick. Beiträge zur Ortsgeschichte. Jahresband des Emmericher Geschichtsvereins, Emmerich/Niederrhein 1988. Über die wertvolle Tätigkeit der YMCA in den französischen Kriegsgefangenenlagern und die Anprangerung der dortigen Mißstände in der französischen Öffentlichkeit siehe auch Fritz Pawelzik/Günther Schild: Frankreich ohne Rückfahrkarte, S. 149–185, Wuppertal und Zürich 1990.

Wollte man in einer Autobiographie alles bringen, würde man den Leser langweilen. Deswegen habe ich mich bei manchem kurz gefaßt und anderes weggelassen, was mir zunächst erwähnenswert erschien, weil weniger auch mehr bedeuten kann. Wichtig ist mir, daß ich, da die geschilderten Ereignisse vier und fünf Jahrzehnte zurückliegen, bei der Charakterisierung der meisten Personen kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauche, da sie nicht mehr leben. Von einigen Ausnahmen abgesehen, konnte ich deswegen auch die Originalnamen belassen.

Meiner lieben Frau danke ich für ihr stetes Engagement beim Entstehen des Manuskripts. Ich bezweifle, ob das Buch ohne ihr Verständnis geschrieben worden wäre.

Freiburg im Frühjahr 1990

Der Verfasser

ERSTER TEIL

Kindheit

Die Eltern

Mein Vater, Hermann Franken, besaß eine umfangreiche Bibliothek, für die ich mich schon als Sextaner interessierte. Es waren besonders die Bücher über den Ersten Weltkrieg, die mich fesselten, Remarques «Im Westen nichts Neues», Renns «Krieg» und «Infanterist Perhobstler», dessen Autor ich vergessen habe. Ich verschlang sie heimlich, denn sie waren mir verboten, fand sie aufregend und erschreckend, aber gerade das reizte mich. Ich stellte mir vor, daß mein Vater das alles selbst erlebt hatte, und fragte mich, wie ein derart gezeichneter Mann noch Frauen lieben und gar eine Familie gründen konnte. Es war mir unbegreiflich, daß diese verschiedenen Welten von ein und derselben Person bewältigt wurden, daß der gleiche Mensch, der gekämpft und getötet hatte, jetzt Kinder aufzog und als Arzt wirkte.

Mein Vater war 1895 in Mönchengladbach im Rheinland geboren. Dort wirkte mein Großvater als praktischer Arzt in einem Arbeiterviertel. Er war mit einer Maria Spieß aus Düren verheiratet, die ihm fünf Kinder geboren hatte. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, gehörte mein Vater als aktiver Fahnenjunker dem 21. Pionierbataillon in Mainz an. Zum Unteroffizier befördert, zog er gleich zu Kriegsbeginn über Belgien nach Frankreich hinein und nahm an der historisch so bedeutsamen Marneschlacht und dem anschließenden Rückzug der deutschen Armee teil. Später kämpfte er auf der Lorettohöhe, der berühmten Höhe 304 bei Verdun, bei St. Quentin und an der Somme, Namen, die für ein Meer sinnlos vergossenen Blutes stehen. Mehrmals entging er dem Tod um Haaresbreite. Ab Mitte 1916 befehligte er als Leutnant einen Minenwerferzug, wurde kurz vor Kriegsende Kommandeur eines Infanteriebataillons und war in die letzten schweren Abwehr-

kämpfe im Westen verwickelt. In voller Ordnung marschierte er anschließend an der Spitze seines Bataillons nach Mainz zurück, worauf er sein Leben lang stolz war. Er war zum Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens mit Schwertern eingereicht, wegen «der politischen Umwälzungen» konnte ihm der Orden jedoch nicht mehr verliehen werden. Diese fehlende letzte Anerkennung blieb wie in leiser Makel an ihm hängen. Auch ein übergroßes photographisches Porträt Wilhelms II., auf das dieser in großen Lettern geschrieben hatte «für Tapferkeit vor dem Feinde», versehen mit einer schwungvollen Unterschrift, tröstete ihn nicht darüber hinweg.

Den Sprung ins bürgerliche Leben hatte mein Vater mit dem für ihn bezeichnenden Selbstbewußtsein getan. Kaum war er am 29. Januar 1919 als Reserveoffizier entlassen worden, begann er mit dem Medizinstudium in Würzburg. Bereits das Wintersemester 1918/19 und ein darauffolgendes Zwischensemester wurden ihm beim Studium angerechnet. In Bonn legte er das Physikum ab, wechselte dann nach Freiburg und später nach Köln, wo er 1922 das Staatsexamen machte. Seine Dissertation gehörte zu den zahlreichen Kasuistiken im Raritätenkabinett der Medizin: «Ein Fall eines isolierten angeborenen Daumenmangels ohne sonstige Mißbildungen»; er erhielt die Note «gut» dafür. Dem Staatsexamen schlossen sich Volontärarztzeiten am pathologischen Institut der Universität Bonn bei Mönckeberg, an der Königlich chirurgischen Universitätsfrauenklinik bei dem berühmten Garré und an der Bonner Universitätsfrauenklinik an. Hier war es der damalige Oberarzt und später bedeutendste Vertreter der deutschen Gynäkologenschule, Heinrich Martius, den mein Vater kennenlernte. Die beiden verstanden sich so gut, daß daraus eine lebenslange Freundschaft wurde. Es war aber nicht nur gegenseitige Sympathie, die die Beziehungen schuf, sondern auch das wissenschaftliche Interesse meines Vaters, der damals unter Martius' Anleitung seine ersten Tierexperimente zu Fragen der Keimschädigung durch Röntgenstrahlen durchführte. Als Volontärarzt verdiente er indes kein Geld, und eine ordentliche Assistentenstelle erhielt er nicht, was ganz persönliche Gründe hatte.

Bei einer Einladung in Bonn hatte mein Vater eine Grete Melzenbach aus Cochem an der Mosel kennengelernt. Ihr Vater Franz

Heinrich Melzenbach besaß in dem Moselstädtchen, zusammen mit seinem Bruder Töner, eine ansehnliche Weingroßhandlung. Er war mit Mathilde Eschbaum, einer Bonnerin, verheiratet. Angeblich hatte sein zartes, später nie mehr gehörtes Cellospiel entscheidend zu diesem Schritt beigetragen, denn Mathilde war musikliebend und verstand sich aufs Klavierspiel. Grete blieb das einzige Kind der Ehe. Sie war sieben Jahre jünger als mein Vater und hatte sich gerade an der philosophischen Fakultät der Universität Köln inskribiert. Nach einem Besuch von Goethes «Faust» (zweiter Teil, versteht sich) verlobten sich Hermann und Grete. Großvater Melzenbach, mit einem Schnupfen ringend, soll, als man ihm schonend davon berichtete, gejamert haben: «Zu meinem Schnupfen auch das noch.»

Die standesamtliche Trauung fand am 17. März 1923 statt, die kirchliche, wegen der turbulenten Zeiten, erst im Oktober 1923. Man konnte sie auch nicht in Cochem feiern, da der Großvater zu jener Zeit von der französischen Besatzungsmacht ausgewiesen war. Mein Vater hatte bei seiner Familiengründung nicht berücksichtigt, daß man in den Universitätskliniken grundsätzlich keine verheirateten Assistenten einstellte. Zum Verständnis muß man sich die damalige soziale Stellung des Arztes und die der Frauen vor Augen führen. Der Arzt galt als Idol, als Übermensch, der nur für seine Patienten da zu sein und wissenschaftlich zu arbeiten hatte. Die Klinikchefs, die solches von ihren Oberärzten und Assistenten forderten, lebten es auch vor. Frauen und gar noch Ehefrauen hatten bei diesem Kodex von Pflichterfüllung und Allgegenwärtigkeit wenig Platz. Verheiratet zu sein, blieb den Chefs und älteren Oberärzten vorbehalten. Für die Jüngeren galt es als Hemmschuh, als hinderlich für die Karriere. Dabei ist zu bedenken, daß Heirat damals gleichbedeutend mit der Sorge für unberechenbar viele Kindermünder war, denn die Pille gab es noch nicht. Die Ehefrauen standen gewöhnlich auch nicht im Beruf und erforderten Aufmerksamkeit und Zeit. Zur Eheschließung bedurfte es der Zustimmung des Klinikchefs, der dieses Privileg altverdienten Oberärzten zubilligte. Ein Schüler Sauerbruchs, Professor Weißschädel, erzählte mir nach dem Krieg, daß er sich als Mitdreißiger und inzwischen Oberarzt zu seinem Chef gewagt habe, um von ihm die Erlaubnis zur Heirat zu erbitten. Sauerbruch habe zunächst

gemault, «Du kannst mich doch einfach sitzen lassen» (er sprach waschechtes Schwäbisch), genehmigte aber dann die Hochzeit widerwillig.

Volontärarzt Dr. Franken wäre gern Chirurg geworden und hatte die Chance, bei Garré eine Stelle zu erhalten. Der erfuhr aber auf recht unglückliche Weise, daß der Bewerber verlobt war, und winkte gleich ab. Er hatte eine Tante der Braut operiert, die ihm geschwätzig von der Verlobung ihrer Nichte mit meinem Vater vorschwärmte. Man heiratete nun erst recht offiziell und nicht heimlich, wie so mancher andere Assistent, und nach gut neun Monaten kam ein Töchterchen zur Welt, meine Schwester Margret. Aber was nun werden sollte, wußte man nicht. Da brach sich Großvater Franken das Bein und fiel längere Zeit für seine Praxis aus. Mein Vater sprang für ihn ein und gewann eine Frist, um sich weiter nach einer Stelle umzusehen.

In Düsseldorf kannte der Großvater den Lehrstuhlinhaber für Gynäkologie und Geburtshilfe an der dortigen Medizinischen Akademie, Professor Pankow; er fragte bei ihm wegen einer Assistentenstelle für seinen Sohn an. Pankow lud daraufhin meinen Vater zu einem Vorstellungsgespräch ein, das eine positive Wendung nahm. Er hatte aber nicht damit gerechnet, daß ein Bewerber für eine Assistentenstelle verheiratet sein könnte, bis ihn mein Vater mit den Worten «Herr Professor, ich bin aber verheiratet und habe ein Kind» darauf aufmerksam machte. Hierauf kühlte Pankow merklich ab und erklärte, im Augenblick sei keine Stelle frei. Enttäuscht kehrte mein Vater nach Mönchengladbach zurück, er glaubte nicht daran, je nochmals etwas von Pankow zu hören. Zwei Wochen später läutete das Telephon in der Eickenerstraße und Dr. Franken jr. wurde verlangt. «Hier Pankow», schallte es aus dem Hörer, «Sie können am ersten bei mir anfangen.» Das war unglaublich, Pankow beschritt neue Wege, indem er einen verheirateten Assistenten einstellte; die Ehrlichkeit meines Vaters hatte ihn überzeugt. Pankow blieb immer das Idol meines Vaters, und daß Ehrlichkeit im Arztberuf an erster Stelle zu stehen hat, dieses Gebot galt später auch in meiner Klinik.

Assistent bei Pankow, das war ein Ereignis, dem ich es sicher mit zu verdanken habe, daß ich am 12. Oktober 1926 zu Düsseldorf geboren wurde. Aber das Leben an der Frauenklinik war hart.

Meine Mutter lernte schnell kennen, was es bedeutete, Ehefrau eines Klinikassistenten zu sein. Pankow ernannte meinen Vater zum «Kreißsaalarzt», was Dienst rund um die Uhr bedeutete. Der Kreißsaalarzt hatte bei jeder Geburt anwesend zu sein, die Möglichkeit, die Entbindungen medikamentös in die «Dienstzeit» zu legen, wie das heute praktiziert wird, bestand nicht. Wochenlang kam mein Vater nicht nach Hause, einmal waren es in drei Monaten nur zwei Mal. Ich glaube, das ist mit dafür verantwortlich, daß meine Schwester Lia erst vier Jahre später, nach der Übersiedlung nach Freiburg, zur Welt kam. Pankow hatte einen Ruf auf den dortigen Lehrstuhl erhalten und meinem Vater dazu nur erklärt: «Am ersten fangen *wir* in Freiburg an.» Es war für ihn ganz selbstverständlich, daß ein von ihm ausersehener Assistent mit ihm ging.

Freiburg, Merianstraße

Am Stadtrand Freiburgs fand sich in der Rehlingstraße eine hübsche Wohnung im Parterre eines Hauses aus der Gründerzeit, von der Frauenklinik kaum anderthalb Kilometer entfernt, die mein Vater mit dem Motorrad zurücklegte. Aber auf Dauer war das für einen Klinikassistenten zu weit, weshalb wir dort keine drei Jahre wohnten. Meine Eltern hatten in der Merianstraße, hundert Meter von der Klinik entfernt, eine neue Wohnung gefunden. Mit dem Umzug dorthin beginnen meine Erinnerungen. Von den drei Jahren Rehlingstraße ist mir nichts im Gedächtnis geblieben. So erinnere ich mich auch nicht mehr daran, daß Großvater Melzenbach zwei Jahre lang für uns ein Kindermädchen, ein Fräulein Krone, finanziert hatte. Auch an das Dienstmädchen Anna kann ich mich kaum erinnern. In späteren Jahren fuhr ich oft mit dem Fahrrad an der Rehlingstraße vorbei, nur daher weiß ich, daß sie unmittelbar am Beginn eines Schrebergartenbezirks lag, den die Eisenbahnlinie ins Höllental durchschnitt, bis sie durch den Tunnel unter dem Lorettoberg geführt wurde. Heute ist die Rehlingstraße zugebaut, das Eckhaus zur Kronenstraße, in dem wir wohnten, ist noch

erhalten. Dunkel blitzt es in mir auf, daß ich einen sogenannten Holländer besaß, ein Gefährt, das man mit rudern den Bewegungen antrieb und auf dem ich häufig mit einem kleinen Nachbarjungen saß, den ich gern mochte. Ich meine, er sei Jude gewesen.

Mein Gedächtnis setzt mit der Besichtigung der Wohnung in der Merianstraße ein, bei der ich die Eltern begleiten durfte. Sie umfaßte die «Belle Etage» eines zweistöckigen Reihenhauses aus den Gründerjahren und besaß einen imposanten Erker. Zwei alte Damen hausten darin und öffneten uns die Haustür mittels eines vorsintflutlichen Fußhebels, den mein Vater mit der Bemerkung, er müsse natürlich gleich abmontiert werden, zur Kenntnis nahm. Vor allem bei den «Lokalitäten» ordnete er umfangreiche Renovierungsarbeiten an.

1931 zogen wir um, und damit begannen für mich die ersten Jahre, die fühlbare Spuren hinterlassen haben. Denke ich daran zurück, beschleicht mich Unbehagen. Ich war recht zart, oft krank, meine Haut überaus empfindlich, Ekzeme und Nesselfieber (allergische Hautreaktionen) plagten mich. Einmal fiel ich von der Teppichstange platt aufs Gesicht, verletzte mir Nase, Mund und Zunge und lag mit Fieberphantasien zu Bett. Ich war verspielt, hatte tausend Ideen, die ich in die Tat umzusetzen suchte. Stets hatte ich ein schlechtes Gewissen, fürchtete Strafen für das, was ich mit meinen Ideen wieder einmal angestellt hatte. Meinen Vater sah ich wenig, ich kannte ihn nur als Respektperson mit strafendem Blick oder mit der drohenden Reitpeitsche. Meine Mutter wurde von ihm und seiner wissenschaftlichen Tätigkeit stark in Anspruch genommen, weshalb die Beaufsichtigung der Kinder vornehmlich das Dienstmädchen und die Kindergartentante besorgten. Die glücklichsten Stunden erlebte ich, wenn ich mich in dem verwilderten Hinterhofgarten oder in den Nachbarhäusern und Höfen tummeln konnte. Dazu bot sich reichlich Gelegenheit. Die Häuser der Merianstraße waren aneinandergelagert, die Haustüren mündeten direkt auf den Gehsteig, Vorgärten gab es nicht, dafür um so reichlicher «Hofgärten» an der Rückfront. Unser Hofgarten war besonders groß und variationsreich.

Hinter dem Haus war er noch mit dicken Steinen gepflastert, dann folgte ein Stück Wiese, links von Remisen, rechts von einer Mauer umgeben, hinter der eine übervölkerte Mietskaserne her-